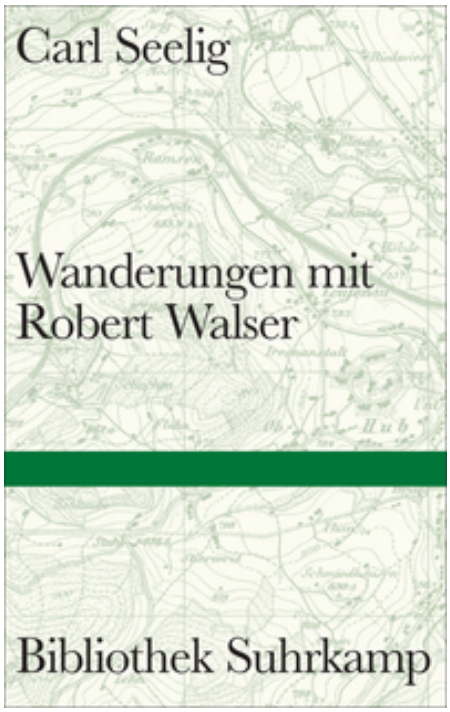
Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Seelig, Carl
Wanderungen mit Robert Walser

Herausgegeben von Lukas Gloor, Reto Sorg und Peter Utz

© Suhrkamp Verlag
Bibliothek Suhrkamp 1521
978-3-518-22521-9

SV

Band 1521 der Bibliothek Suhrkamp

Carl Seelig
Wanderungen mit Robert Walser

Herausgegeben von Lukas Gloor,
Reto Sorg und Peter Utz

Suhrkamp Verlag

Wanderungen mit Robert Walser erschien 1977 als Band 554
in der Bibliothek Suhrkamp.
Die vorliegende Edition basiert auf der Erstfassung des Textes von 1957,
erschienen im St. Galler Tschudy-Verlag.

Erste Auflage 2021
© Suhrkamp Verlag Berlin 2021
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlagabbildung: Ausschnitt aus Siegfriedkarte Herisau (1:25000) von 1944,
reproduziert mit Bewilligung von swisstopo (BA200154)
Innenabbildungen: Fotografien von Carl Seelig und Unterschrift von Robert Walser
© Keystone/Robert Walser-Stiftung Bern
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: Pustet, Regensburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-22521-9

Wanderungen mit Robert Walser

UNSERE WANDERUNGEN

Wie übel ist uns unter den großen Maschinenrädern der jetzigen Welt zumute, wenn wir nicht unserem persönlichen Dasein eine eigentümliche, edle Weihe geben!

Jacob Burckhardt

26. Juli 1936

Unsere Beziehungen leiteten einige nüchterne Briefe ein; kurze, sachliche Fragen und Antworten. Ich wußte, daß Robert Walser anfangs 1929 als Geisteskranker in die bernische Heilanstalt Waldau eingeliefert worden war und seit Juni 1933 als Patient der kantonalen Heil- und Pflegeanstalt von Appenzell-Außerrhoden in Herisau lebte. Ich empfand das Bedürfnis, für die Publikation seiner Werke und für ihn selbst etwas zu tun. Unter allen zeitgenössischen Schriftstellern der Schweiz schien er mir die eigenartigste Persönlichkeit zu sein. Er erklärte sich einverstanden, daß ich ihn besuche. So fuhr ich an diesem Sonntag frühmorgens von Zürich nach St. Gallen, schlenderte durch die Stadt und hörte mir in der Stiftskirche die Predigt über *Die Verschwendung des Talentes* an. In Herisau läuteten die Kirchenglocken, als ich ankam. Ich ließ mich beim Chefarzt der Anstalt, Dr. Otto Hinrichsen, anmelden und erhielt von ihm die Erlaubnis, mit Robert spazieren zu gehen.

Nun kam der achtundfünfzigjährige Dichter in Begleitung eines Wärters aus einem Nebenhaus. Ich war frappiert über seine äußere Erscheinung. Ein rundes, wie durch einen Blitzschlag gespaltenes Kindergesicht mit rot angehauchten Backen,

blauen Augen und einem kurzen, goldenen Schnurrbart. Die Schläfenhaare schon angegraut. Der ausgefranste Kragen und die Krawatte etwas schief sitzend; die Zähne nicht in bestem Zustand. Als Dr. Hinrichsen Robert den obersten Westenknopf zutun wollte, wehrte er ab: »Nein, er muß offen bleiben!« Er sprach in melodischem Bärndütsch, so, wie er es in Biel schon während der Jugendzeit gesprochen hat. Nach ziemlich abruptem Abschied vom Arzt schlugen wir den Weg zum Bahnhof Herisau und weiter nach St. Gallen ein. Es war ein sommerlich-heißer Tag. Unterwegs begegneten uns viele Kirchengänger, die freundlich grüßten. Roberts ältere Schwester Lisa hatte mich darauf aufmerksam gemacht, daß ihr Bruder ungewöhnlich mißtrauisch sei. Was sollte ich tun? Ich schwieg. Er schwieg. Das Schweigen war der schmale Steg, über den wir uns entgegenkamen. Mit glühenden Köpfen wanderten wir durch die Landschaft, eine hügelige, undämonische Wald- und Wiesenlandschaft. Manchmal blieb Robert stehen, um sich eine »Maryland«-Zigarette anzuzünden und schnuppernd unter die Nase zu halten.

Mittagessen im Löchlibad. Erstes Auftauen bei blutrotem Bernecker Wein und Bier. Robert erzählt, daß er in Zürich vor der Jahrhundertwende bei der Schweizerischen Kreditanstalt und bei der Kantonalbank gearbeitet habe. Jedoch nur monateweise, um sich wieder zum Dichten freizumachen. Zwei Herren könne man nicht gleichzeitig dienen. Damals sei sein erstes Buch entstanden, *Fritz Kochers Aufsätze*, das der Inselverlag 1904 mit elf Zeichnungen seines Bruders Karl herausgebracht habe. Ein Honorar habe er für diese Arbeit nie gesehen, und als sie im Buchhandel liegen blieb, sei sie ziemlich rasch verramscht worden. Seine Abseitigkeit vom literarischen Cliquenbetrieb habe ihm finanziell überhaupt schwer geschadet. Aber der Göttischmus, wie er vielerorts

gäng und gäbe sei, ekle ihn einfach an. Dadurch werde der Schriftsteller zum Schuhputzer degradiert. Ja, er fühle es, seine Zeit sei vorbei. Aber das lasse ihn kühl. Wenn man gegen die Sechzig gehe, müsse man sich auf ein anderes Dasein besinnen können. Er habe seine Bücher nicht anders geschrieben als wie ein Bauer, der säe und mähe, pfropfe, Vieh futtre und miste. Aus Pflichtgefühl und um etwas zum Fressen zu haben. »Sie war mir eine Arbeit wie eine andere auch.«

Die produktivste Zeit seines Schriftstellerlebens seien die sieben Jahre in Berlin und die folgenden sieben Jahre in Biel gewesen. Da habe ihn niemand gedrängt und niemand kontrolliert. Alles habe so ruhig wachsen können wie die Äpfel auf dem Apfelbaum. In der menschlichen Haltung sei die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg für die meisten Schriftsteller eine beschämende Zeit gewesen. Ihre Literatur habe einen giftscheißerischen, gehässigen Charakter angenommen. Die Literatur müsse aber Liebe ausstrahlen, gemütlich sein. Der Haß dürfe nicht zur treibenden Kraft werden. Haß sei ein unproduktives Element. Damals, inmitten dieser grämlichen Orgien, habe sein künstlerischer Abstieg begonnen … Man habe die Literaturpreise an falsche Heilande oder an irgendeinen Schulmeister verteilt. Nun gut, dagegen habe er nichts machen können. Aber bücken werde er sich deswegen bis zu seinem Tod vor niemandem. Das Cliquen- und Vetterliwesen erledige sich übrigens immer von selbst.

Zwischen diesen Gesprächen bewundernde Bemerkungen über Dostojewskijs *Idiot*, Eichendorffs *Aus dem Leben eines Taugenichts* und Gottfried Kellers männlichkühne Lyrik. Rilke hingegen gehöre auf den Nachttisch der alten Jungfern. Von Jeremias Gotthelf stehen ihm die beiden *Uli*-Bände am nächsten; manches andere sei für seinen Geschmack zu derbpolternd und moralisierend.

4. Januar 1937

Wanderung über St. Gallen und Speicher nach Trogen, das mir von meiner Kantonsschulzeit her vertraut ist. Mittagessen im Gasthof Schäfli. Zu Ehren meiner mütterlichen Vorfahren, die am rheintalischen Buchberg jahrhundertelang Reben besaßen, bestelle ich eine Flasche vom schweren Buchberger. Als unerwünschte Zugabe Radiogeschmetter; eine schwäbische Komödie. – Nachmittags bei melancholischer Schneestimmung auf den Gäbris, wo ich als Kadettenleutnant mit dem vom Dorfarzt geliehenen, mächtigen Säbel eine lächerliche Figur war. Zeitweise scharfer Ostwind. Robert ohne Überzieher. Auf der Rückfahrt im Zug: sein Gesicht ist jetzt geistig erhellt wie eine angezündete Fackel. Tiefe, schmerzliche Züge von der Nasenwurzel bis zum auffallend roten, fleischigen Mund. Der Bahnhofperron von St. Gallen funkelt von kleinen Kieselsteinen. Robert hat Tränen in den Augen. Heftiger, hastiger Händedruck.

Ausschnitte aus unseren Gesprächen:

Sein Aufenthalt in Zürich dauerte mit Unterbrüchen vom Herbst 1896 bis zum Frühjahr 1903; bald habe er auf dem Zürichberg, bald an der Spiegelgasse und an der Schipfe eine Bude gehabt, bald auch in Außersihl. – Sieben Jahre (von 1906 bis 1913) habe auch sein Aufenthalt in Berlin und weitere sieben Jahre sein zweiter Aufenthalt in Biel gedauert. Schon oft sei ihm aufgefallen, wie in seinem Leben die Zahl 7 periodisch wiederkehre.

In Berlin-Charlottenburg habe er zuerst gemeinsam mit seinem Bruder Karl eine Zweizimmerwohnung gehabt, dann allein. Schließlich weigerte sich der Verleger Bruno Cassirer, ihm finanziell weiterzuhelfen. An seiner Stelle habe während zwei Jahren eine edelherzige, reiche Dame für ihn gesorgt.

Nach deren Tod sei er 1913 aus Not in die Heimat zurückgekehrt. Noch lange habe er an die stille Schönheit der märkischen Wälder denken müssen.

In Bern, wo er von 1921 an etwa acht Jahre lang lebte, sei das Althergebrachte für seine dichterische Produktion förderlich gewesen. Negativ habe sich hingegen die Verlockung zum Trunk und zur Behaglichkeit ausgewirkt. »In Bern war ich manchmal wie besessen. Ich jagte wie der Jäger hinter dem Wild den poetischen Motiven nach. Am fruchtbarsten erwiesen sich Promenaden durch Straßen und lange Spaziergänge in die Umgebung der Stadt, deren gedanklichen Ertrag ich dann zuhause aufs Papier brachte. Jede gute Arbeit, auch die kleinste, bedarf der künstlerischen Inspiration. Für mich steht fest, daß das Geschäft der Dichter nur in der Freiheit blühen kann. Meine günstigsten Arbeitszeiten waren der Vormittag und die Nachtstunden. Die Zeit vom Mittag bis zum Abend wirkte auf mich verdummend. Mein bester Kunde war damals die vom tschechischen Staat finanzierte *Prager Presse*, deren Feuilleton-Redaktor Otto Pick alles von mir brachte, was ich schickte, auch Gedichte, die von anderen Zeitungen wie Bumerangs zurückflogen. Häufig habe ich früher auch den *Simplicissimus* bedient. Er retournierte zwar wiederholt meine Beiträge, weil er sie zu wenig humorvoll fand. Aber was er behielt, honorierte er gut. Mindestens fünfzig Mark pro Geschichtchen, also kleine Vermögen für meine Tasche.«

Ich: »Vielleicht liefert Ihnen das Milieu der Anstalt und seine Insassen einmal einen originellen Romanstoff?« – Robert: »Ich glaube kaum. Jedenfalls wäre ich unfähig, ihn auszubauen, solange ich selbst darin sitze. Dr. Hinrichsen hat mir zwar zum Schreiben ein Zimmer zur Verfügung gestellt. Aber ich hocke wie vernagelt darin und bringe nichts zustan-

de. Vielleicht, wenn ich zwei, drei Jahre außerhalb der Anstalt in der Freiheit leben würde, käme der große Durchbruch –.« – Ich: »Wieviel würden Sie denn brauchen, um als freier Schriftsteller leben zu können?« – Robert, nach einigem Nachdenken: »Schätzungsweise 1800 Franken jährlich.« – »Nicht mehr?« – »Nein, das würde genügen. Wie oft habe ich in meiner Jugend mit weniger auskommen müssen! Man kann doch auch ohne materielle Güter ganz ordentlich leben. Verpflichten könnte ich mich allerdings weder einer Zeitung noch einem Verleger. Ich möchte keine Versprechungen abgeben, die ich nicht halten kann. Alles muß ungezwungen aus mir herauswachsen.«

Später: »Könnte ich mich nochmals ins dreißigste Lebensjahr zurückschrauben, so würde ich nicht mehr wie ein romantischer Luftibus ins Blaue hineinschreiben, sonderlingshaft und unbekümmert. Man darf die Gesellschaft nicht negieren. Man muß in ihr leben und für oder gegen sie kämpfen. Das ist der Fehler meiner Romane. Sie sind zu schrullig und zu reflexiv, in der Komposition oft zu salopp. Um die künstlerische Gesetzmäßigkeit mich foutierend, habe ich einfach drauflosmusiziert. Vor der Neuausgabe hätte ich die *Geschwister Tanner* gern um siebzig oder achtzig Seiten gekürzt; heute finde ich, daß man vor der Öffentlichkeit über seine eigenen Geschwister nicht so intim urteilen darf.« – Ich: »Mit Begeisterung habe ich kürzlich Ihren *Jakob von Gunten* gelesen. Wo ist er eigentlich entstanden?« – »In Berlin. Zum größeren Teil ist er eine dichterische Phantasie. Etwas verwegen, nicht wahr? Unter meinen umfangreicheren Büchern ist er mir auch das liebste.« – Nach einer Pause: »Je weniger Handlung und einen je kleineren regionalen Umkreis ein Dichter braucht, umso bedeutender ist oft sein Talent. Gegen Schriftsteller, die in Handlungen exzellieren und gleich die ganze Welt für

ihre Figuren brauchen, bin ich von vornherein mißtrauisch. Die alltäglichen Dinge sind schön und reich genug, um aus ihnen dichterische Funken schlagen zu können.«

Gespräch über den Dramatiker August von Kotzebue, dessen Grazie und gesellschaftliche Geschmeidigkeit Robert bewundert. Er erinnert sich, daß Kotzebue zu Beginn des 19. Jahrhunderts für ein Jahr nach Sibirien verbannt wurde und darüber ein zweibändiges Memoirenwerk geschrieben hat. Auch sein Ende sei wegen der Ermordung durch den hyperpatriotischen Burschenschafter Karl Ludwig Sand dramatisch gewesen. In seiner Haltung gegen Schiller und Goethe habe Kotzebue als reaktionärer Hemmschuh gewirkt. – Robert glaubt nicht an eine Fortschrittsmöglichkeit der Schweizer Literatur, solange sie im Bäurischen stecken bleibt. Weltmännisch und weltoffen müsse sie werden, ohne den engbrüstigen, der Erde nachkriechenden Hang zum Kleinbäuerlichen. Er lobt Uli Bräker, den armen Mann vom Toggenburg, und seine Shakespeare-Aufsätze. Welch andere und größere Ideale als die heutigen Schriftsteller habe noch Gottfried Keller gehabt, dessen *Es wandert eine schöne Sage* er vom Anfang bis zum Ende zitiert. Sein *Grüner Heinrich* bleibe für alle Generationen ein lesens- und liebenswertes, wunderbar erzieherisches Buch. »Eine Angestellte der Anstalt wollte mir kürzlich Stifters *Witiko* aufzwingen. Aber ich bedeutete ihr, daß ich von einem dickleibigen Roman nichts wissen wolle. Mir genügen Stifters Naturstudien, diese unvergleichlich innigen Beobachtungen, in die er die Menschen so harmonisch hineingestellt hat. Aber was sagen Sie zum Schmerbauch der *Josef*-Trilogie von Thomas Mann? Wie kann man es nur wagen, einen in der Bibel verwurzelten Stoff derart breitzunudeln?«

Über Revolutionen: »Es ist ein Unsinn, Aufstände außerhalb der Städte inszenieren zu wollen. Wer die Städte nicht be-

sitzt, besitzt nicht das Herz des Volkes. Alle erfolgreichen Revolutionen gingen von den Städten aus. Deshalb betrachte ich es als sicher, daß im spanischen Bürgerkrieg die Regierung den Endsieg erringen wird.«

»Die wilhelminische Aera kam den Künstlern entgegen, sich außenseiterisch und extravagant zu gebärden. Ja, sie verhätschelte die Schrullenhaftigkeit geradezu. Doch auch die Künstler müssen sich einfügen in die Gesetzmäßigkeit. Sie dürfen nicht zu Hanswursten werden.«

27. Juni 1937

Aus der Nebelküche von St. Gallen mit Postauto nach Rehetobel. Von dort zu Fuß nach Heiden und nach dem wie in einer grünen Wiege liegenden Dorf Thal, der Heimatgemeinde meiner mütterlichen Vorfahren. Nach dem Mittagessen durch das Rebgelände des Buchberges hinauf zur Wirtschaft Zum steinernen Tisch, von wo aus man einen weiten Blick ins Bodenseegebiet hat. Später bei heftigem Gewitter durch das idyllische Dörfchen Buchen über den Rorschacherberg nach Rorschach. Heimkehr im Zug.

»Wissen Sie, was mein Verhängnis ist? Passen Sie gut auf! All die herzigen Leute, die glauben, mich herumkommandieren und kritisieren zu dürfen, sind fanatische Anhänger von Hermann Hesse. Sie vertrauen mir nicht. Für sie gibt es nur ein Entweder-Oder: ›Entweder du schreibst wie Hesse oder du bist und bleibst ein Versager.‹ So extremistisch beurteilen sie mich. Sie haben kein Vertrauen in meine Arbeit. Und das ist der Grund, weshalb ich in der Anstalt gelandet bin. – Mir hat halt immer der Heiligenschein gefehlt. Nur mit ihm kann

man in der Literatur arrivieren. Irgendein Nimbus von Heroismus, von Duldertum und dergleichen, und schon ist die Leiter zum Erfolg da … Mich sieht man eben unbarmherzig, wie ich bin. Deshalb nimmt mich niemand ganz ernst.«

Zwischenbemerkungen:

»Wenn die Zeitung schmunzelt, weint die Menschheit.«

»Die Natur braucht sich nicht anzustrengen, bedeutend zu sein. Sie ist es.«

»Wieviel Nobelpreis-Bekränzte werden schon längst vergessen sein, wenn Jeremias Gotthelf noch in aller Gemütlichkeit fortexistiert! Solange es einen Kanton Bern gibt, wird es auch einen Jeremias Gotthelf geben.«

»Der Schriftsteller C. F. W.: er sieht aus wie ein Schmierenschauspieler.«

»Das Glück ist kein guter Stoff für Dichter. Es ist zu selbstgenügsam. Es braucht keinen Kommentar. Es kann in sich zusammengerollt schlafen wie ein Igel. Dagegen das Leid, die Tragödie und die Komödie: sie stecken voll Explosivkräften. Man muß sie nur zur rechten Zeit anzünden können. Dann steigen sie wie Raketen zum Himmel und illuminieren die ganze Gegend.«

20. Dezember 1937

Leichter Schneefall. Robert steht ohne Überzieher am Bahnhof, jedoch mit einem wurstartig aufgerollten Regenschirm. Er scheint nicht zu frieren. Wir bummeln durch St. Gallen und steuern in die Gilge, wo wir die einzigen Gäste sind. Robert spricht später noch lange von der stattlichen Kellnerin mit den schielenden Augen, die ihm über den Rücken gestri-

chen ist. »Wir hätten dort bleiben sollen!« Als ich ihm während des Mittagessens im Marktplatz sage, die Kellnerin, die uns jetzt bediene, sei doch viel hübscher, sie besitze so nette Beine, sagt er: darauf komme es ihm nicht an. Er betrachte die Gesamtheit eines Menschen, vor allem sein Wesen.

Wir probieren in einem Konfektionsgeschäft verschiedene Anzüge für Robert. Der Chef meint, er sei mein Vater. Die Maßkleider passen ihm aber nicht gut, da er einen zu runden Rücken hat. Er wünscht etwas »Bäurisches, auf alle Fälle nichts Auffälliges«. Da ihn das Maßnehmen und Herumfingern an seiner Person immer nervöser macht und sein Kopf rot anzulaufen beginnt, ergreife ich mit ihm die Flucht, ohne etwas gekauft zu haben.

Dunkle bayrische Bierhalle. Kräftiges Bier. Hier gefällt es ihm. Unablässig zündet er sich eine »Parisienne« nach der anderen an. Er frägt mich mit trockener Ironie, ob ich mit der im Verlag Rentsch erschienenen Walser-Auswahl *Große kleine Welt* ein gutes Geschäft gemacht habe. Rühmt Wieland und Lessing, während ihm Matthias Claudius zu naiv ist. Sagt: »Auf Klassiker war ich nie jaloux. Dagegen auf zweitrangige Schriftsteller, vor allem auf Wilhelm Raabe und Theodor Storm. Denn derlei hätte ich auch machen können, so bürgerlich-gemütliche Geschichten wie sie. Die Saugemütlichkeit ärgert mich an Raabe direkt.« – Ich: »So sind Sie also auch auf Gottfried Keller jaloux?« – Robert, lachend: »Nein, das war ja nur ein Zürcher!«

Ich erzähle ihm, daß er von der Kommission zur Förderung des bernischen Schrifttums eine Ehrengabe erhalten werde. Das freut ihn.

15. April 1938

Robert Walsers sechzigster Geburtstag. Wie ich ihn kenne, würden ihn Glückwünsche nur widerborstig machen. Das Wiedersehen wird im Bahnhofbuffet Herisau mit heißer Käswähe und einem Schoppen eröffnet, wozu Robert bemerkt: »Seit Neujahr habe ich nichts Anfeuerndes mehr getrunken!« In scharfem Tempo brechen wir nach Lichtensteig auf, dem dreißig Kilometer entfernten Hauptstädtchen des Toggenburgs. Wir schlagen schmale, einsame Seitenwege ein, auf denen uns nur wenige Kirchengänger begegnen. Robert bleibt oft stehen, um die Anmut einer Hügelkuppe, die Behäbigkeit eines Wirtshauses, die Bläue des österlichen Tages, die friedliche Abgeschlossenheit eines Landschaftsausschnittes oder eine grün-braune Waldlichtung zu bewundern.

Er muß unzählige Male nießen, da er vor einer Woche durch einen Grippekranken angesteckt wurde. Degersheim, ein schmuckes Dorf. Über einen Hügel nach Lichtensteig, wo wir nach vier Stunden ankommen. Währschaftes Mittagessen in der Nähe des Dorfplatzes; hernach in eine Konditorei, aus der jeder einen Sack »Biberli« heimträgt. Rückfahrt mit Zug nach Herisau. Bier im Bahnhofbuffet, hernach spritzigen Neuchâteler im Eidgenössischen Kreuz, wo sich Robert besonders wohlfühlt. Er lobt den entzückenden, genußreichen Tag und macht bereits Pläne für die nächste Zusammenkunft. Ein Spaziergang nach Wil scheint ihm lohnend. Am Bahnhof gratuliere ich ihm endlich zum Geburtstag. Er schüttelt mir mehrmals die Hand, läuft meinem Zug nach und winkt so lange, bis er um die Ecke verschwunden ist.

Aus den Gesprächen:

In Berlin absolvierte Robert einen Monat lang eine Dienerschule. Er schildert die pagenhafte Feinheit vieler Diener. Der

Kammerdiener eines Grafen habe ihn auf ein oberschlesisches, auf einem Hügel gelegenes Schloß engagiert. Unten: das Dorf. Robert mußte die Säle reinigen, Silberlöffel polieren, Teppiche klopfen und als »Monsieur Robert« im Frack servieren. Er blieb dort ein halbes Jahr lang. Die Dienerschule schilderte er später im Tagebuch *Jakob von Gunten*, wobei er das Milieu in ein Knabeninstitut verlegte. »Aber zum Diener eignete ich mich in meiner schweizerischen Unbeholfenheit auf die Dauer doch nicht.« Als sensationeller Besuch kam einmal die Verfasserin des damals in Mode stehenden Buches *Briefe, die ihn nicht erreichten*, Freifrau Elisabeth von Heyking, auf das Schloß.

Sein Malerbruder Karl stellte Robert in Berlin nach dieser Dienerepisode den Verlegern Samuel Fischer und Bruno Cassirer vor; Karl war damals durch verschiedene Theaterdekorationen, die er für Max Reinhardt machte, so zu *Hoffmanns Erzählungen* und *Carmen*, bekannt geworden. Mit Max Liebermann malte er öfters in Holland und an der Ostsee. Bruno Cassirer animierte Robert, einen Roman zu schreiben. Es entstanden daraufhin die *Geschwister Tanner*, die Cassirer jedoch nicht besonders gefielen. Ein Kritiker meinte, dieser Walser-Roman bestehe aus lauter Anmerkungen.

Das Gespräch kommt auf Maximilian Harden, für dessen Zeitschrift *Die Zukunft* Robert ab und zu geschrieben hat. Er rühmt Hardens aristokratisches Wesen und sein Talent, den Zeitcharakter in brillanten Artikeln festzuhalten. Stellt ihn sogar über Ludwig Börne, dessen Sprachmelodie er schätzt; als bedeutendsten Journalisten der deutschen Sprache bezeichnet er Heine, dessen lausbübisches Wesen zu diesem Beruf passe. Er schildert Hardens Abstieg, der logischerweise mit Deutschlands Debacle im Ersten Weltkrieg begonnen habe.

In Zürich habe Robert während wenigen Wochen auf dem